



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

Editorial

Bernet, Brigitta ; Schiel, Juliane ; Tanner, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.7788/ha-2016-0202>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-130892>

Journal Article

Originally published at:

Bernet, Brigitta; Schiel, Juliane; Tanner, Jakob (2016). Editorial. *Historische Anthropologie*, 24(2):157-164.

DOI: <https://doi.org/10.7788/ha-2016-0202>

Editorial

Zufrieden konstatierte der deutsche Sozialhistoriker Werner Conze in einer Literaturbesprechung von 1974 eine „Erweiterung der sozialgeschichtlichen Forschung“. Die Expansion der Sozialgeschichte, die er seit Anfang der 1950er Jahre zusammen mit Otto Brunner vorangetrieben hatte, zeitigte 20 Jahre später nicht nur ein breites Spektrum an Publikationen. Auch der Status des Ansatzes hatte sich verändert. Zuvor ein Spezialgebiet der vorherrschenden Politikgeschichte, war die Sozialgeschichte nun zur Grundlage einer Allgemeinen Geschichte geworden, die bei der „Struktur“ resp. dem „inneren Bau“ historischer Gebilde ansetzte und alle Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft in sich zu integrieren versprach.¹ In ihrer Konzeption von „Struktur“ und „Strukturgeschichte“ schloss die deutschsprachige Sozialgeschichte (allerdings weitgehend implizit) an den französischen Historiker Fernand Braudel, einen der Hauptvertreter der Annales-Geschichtsschreibung, an. Bereits 30 Jahre vor dem Erweiterungspostulat und unter historisch ganz anderen Bedingungen hatte dieser in den Vorlesungen, die er als deutscher Kriegsgefangener an „Lageruniversitäten“ in Mainz und Lübeck hielt, eine „große, umfassende und eine tiefgreifende Geschichte“ gefordert, die durch Extrapolation aus Einzelaspekten „auf das Allgemeine zielt“ und so „das Lebendige erfassen kann“. Eine solche Geschichte müsse, so Braudel, „eine neue, imperialistische und sogar revolutionäre Wissenschaft“ sein, „die in der Lage ist, die Reichtümer der anderen Sozialwissenschaften in ihrer Nachbarschaft zu plündern“.²

Als Conze die Ausweitung seines Fachs konstatierte, war „Erweiterung“ an jenen wissenschaftlichen „Imperialismus“ gekoppelt, den Kenneth E. Boulding für die damalige Ökonomie herausgestellt hatte.³ Erweiterungsbereitschaft war nun in verschiedenen Disziplinen zu konstatieren. Sie stand für ein interdisziplinäres Programm, das de facto jedoch vor allem daran interessiert war, disparate Phänomene entsprechend der eigenen Problemstellung in die eigene Sprache zu übersetzen. In der „Bielefelder Schule“, die sich in den 1970er Jahren um die frisch an die Universität Bielefeld berufenen Sozialhistoriker Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler und die 1975 gegründete Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ konstituierte, wurde diese Tendenz innerhalb der Sozialgeschichte augenfällig. Das Programm der „historischen Sozi-

1 Werner Conze, Sozialgeschichte in der Erweiterung, in: Neue Politische Literatur 19 (1974), 501–508. Vgl. hierzu auch die programmatische Schrift von Werner Conze, Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln 1957, sowie Reinhard Sieder, Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des „Sozialen“, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 1 (1990), 25–48.

2 Fernand Braudel, Geschichte als Schlüssel zur Welt. Vorlesungen in deutscher Kriegsgefangenschaft 1941. Aus dem Französischen von Peter Schöttler und Jochen Grube. Herausgegeben von Peter Schöttler, Stuttgart 2013, 22f.

3 Kenneth E. Boulding, Ökonomie als Morawissenschaft, in: Winfried Vogt (Hg.), Seminar. Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie, Frankfurt a. M. 1973, 103–125, hier 118.

alwissenschaft“ band die Geschichtswissenschaft an die ökonomische und soziologische Theoriebildung in der Nachfolge von Karl Marx und Max Weber zurück und schrieb sich in die damals fächerübergreifend diskutierte Modernisierungstheorie ein, welche die Industrialisierung zum zentralen Forschungsthema werden ließ.⁴

Mit dem Bedeutungszuwachs, den die Analyse von sozial-ökonomischen Strukturen und Konjunkturen seit den 1970er Jahren verzeichnete, kam es in der Folge zu einer Abwertung von alternativen Erklärungs- und Forschungsansätzen, welche die eigenständige Wirkmächtigkeit etwa von Politik, Religion, Kultur oder Wissenschaft betont hatten. Die Mängel und blinden Flecken ihrer System- und Strukturanalysen wurden der historischen Sozialwissenschaft zunächst von einer Begriffsgeschichte, die sie selber angeregt hatte, vor Augen geführt. Später – und weitaus polemischer – traten die Frauen-, die Alltags- und eine neue Kulturgeschichte gegen die dominante Sozialgeschichte an.

In dieser Konfliktsituation griff Jürgen Kocka im Jahr 1992 Conzes Motto von der „Sozialgeschichte in der Erweiterung“ wieder auf. Unter dem nämlichen Titel gab er ein Themenheft der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ heraus, in welchem er Conze ins Spiel brachte, um die Wogen der Kritik zu glätten, denen die historische Sozialwissenschaft seit den 1980er Jahren in erhöhter Frequenz ausgesetzt war.⁵ Wie Bettina Hitzler und Thomas Welskopp treffend herausgestellt haben, begegnete die „Bielefelder Schule“ der Kritik mit „dem hegemonialen Gestus der intellektuellen Verkleinerung“ und der anschließenden Einladung unter das „weite Dach“ der Sozialgeschichte.⁶ Wiewohl als Einladung formuliert, war Kockas Erweiterungsbereitschaft eine kampfbereite Verteidigungshaltung, welche das Bild des „ganzen Hauses“ der Sozialgeschichte evozierte und deren überragenden Erklärungsanspruch hochhielt.⁷ Ein Haus, das die Frauen-, die Alltags- und die Kulturgeschichte durchaus farbig anmalen und in dem sie ein Zimmer beziehen durften. Der „Bau“ dieses Hauses musste jedoch unangetastet bleiben. An ihm zu rütteln, schien – worauf Hans-Ulrich Wehler unentwegt hinwies – nur unter Preisgabe zivilisatorischen Fortschritts und wissenschaftlicher Rationalität möglich.⁸

Dass mehr als 40 Jahre nach dem vereinnahmenden Erweiterungsgestus, mit dem sich die traditionelle Sozialgeschichte auf die Höhe der Theoriedebatte begeben woll-

4 Sieder, Sozialgeschichte, 40.

5 Jürgen Kocka, Sozialgeschichte in der Erweiterung, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1992) 3.

6 Bettina Hitzler/Thomas Welskopp, Einführung in die Texte der Edition, in: dies. (Hg.), Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen, Bielefeld 2010, 33–62, hier 48.

7 Ursprünglich von dem deutschen Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl geprägt, wurde das Konzept vom „Ganzen Haus“ in erster Linie durch Otto Brunners Arbeiten bekannt: Otto Brunner, Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: ders. (Hg.), Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2., vermehrte Aufl., Göttingen 1968, 103–127. Kritisch dazu: Claudia Opitz, Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚ganzen Hauses‘, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), 88–98.

8 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen, in: Hitzler/Welskopp, Bielefelder Sozialgeschichte, 337–361, hier v. a. 339. Wehlers Kritik an der Alltagsgeschichte kulminierte in einer euphorischen Stellungnahme zu den zivilisatorischen Errungenschaften von Modernisierung und Rationalisierung, die er gegen den „biederen Hirsebrei“ der Alltagsgeschichte verteidigte.

te, nun ein Heft der Zeitschrift „Historische Anthropologie“ mit dem Schwerpunkt „Arbeit in der Erweiterung“ herausgegeben wird, mag als Ironie erscheinen. Die Geschichte wiederholt sich diesmal aber nicht als Farce, sondern der Titel ist Ausdruck einer produktiven Umkehrung. Denn die Historische Anthropologie hat „Erweiterung“ schon immer ganz anders verstanden als die traditionelle Sozialgeschichte. Ihre Kernpostulate zielen auf Dezentrierung, Horizontausweitung und Verfremdung. Was das heißt und wie sich ein solcher Perspektivenwechsel produktiv machen lässt – das will dieses Heft an der Arbeit und ihrer Geschichte aufzeigen. Die historische Bandbreite von Arbeitsformen und -deutungen soll nicht durch Reduktion auf vermeintlich menschliche Universalien eingeebnet werden. Nicht die Struktur und Entwicklung von Gesellschaft, sondern die Erfassung menschlichen Tätigseins in seiner historischen Vielfalt ist das Ziel.

Es geht also darum, die Variabilität von Arbeit durch kulturanthropologische Beschreibung und historische Differenzierung sichtbar zu machen. Arbeit ist nicht als ein vorab definiertes, sondern als ein sozial generiertes und politisch umkämpftes Konzept zu untersuchen. Davon ausgehend ist nach den historischen Konstellationen zu fragen, in denen bestimmte Vorstellungen, gesellschaftliche Arrangements, Organisationsformen und Subjektivierungsweisen von Arbeit entstanden, verbindlich wurden oder an Selbstverständlichkeit einbüßten. Welche Aktivitäten werden als Arbeit anerkannt, welche als Ausbeutung kritisiert, welche fallen aus den dominanten Wahrnehmungsrastern heraus und werden unsichtbar? Erst wenn solche Wertungsfragen und Deutungskategorien in die Analyse eingezogen werden, kann auch das Soziale, um das es einer Geschichte der Arbeit geht, neu gefasst werden.

Die beiden Meistertheoretiker der Sozialgeschichte, Karl Marx und Max Weber, hatten Arbeit zu einem Zeitpunkt zu theoretisieren begonnen, als betriebliche Lohnarbeit in Westeuropa und Nordamerika als dominante Beschäftigungsform wahrgenommen wurde. Beide analysierten eine bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, in der „freie Arbeit“ als aufklärerisches Prinzip des Menschen und der Menschwerdung zelebriert wurde und Arbeitsteilung, freie Berufswahl und freier Markt zu Schlüsselementen einer (liberalen) Gesellschaftsordnung erhoben worden waren. Gleichzeitig begann man sich in der politischen Öffentlichkeit aber auch intensiv mit der „sozialen Frage“, d.h. den sozialen Auswirkungen der Industrialisierung zu beschäftigen. Der Widerspruch zwischen Freiheitsrhetorik und der Vision eines allgemeinen Wohlstands auf der einen und den empirisch vorfindbaren Abhängigkeiten sowie den gesellschaftlichen Bedingungen von Lohnarbeit auf der andern Seite trat immer deutlicher zutage.⁹ In diese Situation hinein formulierte Karl Marx seine Gesellschaftskritik, welche auf einer Arbeitswerttheorie aufbaute und den kapitalistischen Industriebetrieb als Kulminationspunkt von Ausbeutung beschrieb. Die Kritik am Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit wurde mit der Perspektive einer revolutionären Aufhebung des Kapitalismus verbunden. Auch Max Weber konkretisierte seinen Begriff von Ar-

9 Vgl. Brigitta Bernet/Jakob Tanner, Einleitung: Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz, in: dies., *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich 2015, 7–38, sowie Jürgen Kocka, Mehr Last als Lust. Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der europäischen Geschichte (Reprint), in: *Zeitgeschichte-online*, Januar 2010: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/mehr-last-als-lust> (03.05.2016).

beit am kapitalistisch organisierten Produktionsbetrieb. Allerdings erklärte er den „bürgerlichen Betriebskapitalismus“ im Duktus sozialwissenschaftlicher Objektivität zur zentralen Organisationsform der Moderne. So lag es nahe, eine die Arbeitsrationalisierung begleitende Humanisierung durch staatliche Regulierung und soziale Sicherung zu fordern.¹⁰ Das eine Programm zielte also auf Revolution, das andere auf Reformen – den Arbeitsbegriff der Sozialgeschichte beeinflussten beide nachhaltig.

Die Folge war eine vierfache Verengung unseres alltagssprachlichen *und* wissenschaftlichen Verständnisses von Arbeit, die bis heute fortwirkt. Erstens wurde Arbeit in weiten Teilen auf die betriebliche Lohnarbeit reduziert. Arbeit wurde nicht mehr als eine in die Strukturen einer Haus- oder Familienökonomie, einer Zunft, einer Dorfgemeinschaft oder einer Grund- und Gutsherrschaft eingebundene Tätigkeit gedacht, sondern in erster Linie als Erwerbsarbeit, die außerhalb des Hauses an einem sogenannten Arbeitsplatz stattfand. Im Zentrum dieses Arbeitsbegriffs stand die Fabrikarbeiterschaft eines kapitalistisch organisierten Produktionsbetriebs als Kernelement des Zeitalters der Industrialisierung.

An diese Verengung auf den „geschlossenen Industriebetrieb“ koppelte sich zweitens ein methodologischer Nationalismus nordatlantischer Färbung. Sowohl in den USA als auch in Europa waren die um 1900 intensivierten gesetzlichen und tarifvertraglichen Regulierungsbestrebungen der Nationalregierungen direkt auf die betriebliche Lohnarbeit bezogen, die damit zur Basis der gesellschaftlichen und politischen Ordnung wurde. Ein geregeltes Arbeitsverhältnis wurde zum entscheidenden Faktor für den Zugang zum nationalen System der sozialen Rechte und Pflichten.¹¹ Im Verlauf des 20. Jahrhundert stabilisierte sich in den nordatlantischen Staaten ein institutionelles Arrangement von standardisierten Erwerbseinkommen und standardisierten Sozialleistungen, dessen Ausgangspunkt das Leitbild der „Normalerwerbsbiografie“ war: die kontinuierliche Gliederung des Lebenslaufs in die drei Phasen Ausbildung, Erwerbsarbeit und Ruhestand. Weit über seine wirtschaftliche Bedeutung hinaus wurde das lebenslange „Normalarbeitsverhältnis“ zum Knotenpunkt einer nationalen Ordnung, welche die Lohn- und Erwerbsarbeit gleichsam zum „Wesen“ des staatsbürgerlichen Subjekts stilisierte. Auch diese Engführung haftet der Geschichte der Arbeit bis heute an.

Drittens führte die Fokussierung auf das „Normalarbeitsverhältnis“ dazu, dass unentgeltlich oder vorübergehend geleistete Arbeit ausgeklammert beziehungsweise

10 Webers Schriften und Vorträge, die er für den „Verein für Socialpolitik“ verfasste, legen pragmatisch Möglichkeiten dar, wie die Anpassungsleistungen der Arbeiter an die Erfordernisse des Industriebetriebs erhöht werden könnten (etwa durch Kompensationen in Form eines angemessenen, sicheren Einkommens): *Max Weber*, Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. Schriften und Reden 1908–1912. Herausgegeben von Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Sabine Frommer, Tübingen 1995. Vgl. hierzu auch *Ute Frevert*, Gefühle und Kapitalismus, in: Gunilla Budde (Hg.), *Kapitalismus. Historische Annäherungen*, Göttingen 2011, 50–72, hier 51. Ansätze einer neuen Sozialgeschichte des Betriebs, die beim Zusammenspiel von Rationalisierung und Humanisierung ansetzen in: *Lars Bluma/Carsten Uhl* (Hg.), *Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2012.

11 *Sebastian Conrad/Elisio Macamo/Bénédicte Zimmermann*, Die Kodifizierung der Arbeit: Individuum, Gesellschaft, Nation, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt a. M. 2000, 449–475.

abgewertet wurde. Wie die Historikerinnen Gisela Bock und Barbara Duden bereits Ende der 1970er Jahre gezeigt haben, stellte die Haus- und Familienarbeit von Frauen zwar ein unentbehrliches Element des Industriekapitalismus dar. Sie wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts jedoch systematisch aus der Lohnarbeit ausgesondert und als „natürliche Bestimmung“ eines Frauenideals definiert, das sich faktisch zwar nie durchsetzte, das aber dennoch eine Norm darstellte, die auch die Sozialgeschichte lange unhinterfragt fortschrieb.¹² Die Exklusivität des modernsprachlichen Konzepts von Arbeit offenbart sich auch im Sozialversicherungswesen. Wie die Historikerin Carola Togni am Beispiel der Schweiz jüngst gezeigt hat, trugen die Zulassungskriterien für Entschädigungsleistungen – etwa die Regelmäßigkeit der Arbeit – wesentlich zur Konstruktion von Arbeit als männliche und inländische „Normalarbeit“ bei. Da die Arbeitslosenversicherungen viele weibliche Beschäftigungsformen oder saisonale Anstellungen, wie sie vor allem Ausländerinnen und Ausländer inne hatten, nicht erfassten, blieben diese Gruppen vom Versicherungsschutz ganz oder teilweise ausgeschlossen.¹³ Damit ging nicht nur eine Prekarisierung, sondern auch ein Unsichtbarmachen solcher Arbeitsformen einher.

Viertens beförderte die Ineinsetzung von „freier Lohnarbeit“ mit liberaler Marktwirtschaft und freiheitlicher Demokratie die Etablierung eines linearen Entwicklungsnarrativs, demzufolge sich vom antiken System der Sklaverei über das feudalistische Regime des Mittelalters allmählich und stetig die freie Arbeit durchzusetzen vermochte. Arbeitsbeziehungen zwischen Herr und Sklave, Hausherrin und Dienstmagd, Grundbesitzern und abhängigen Bauersfamilien gerieten zu Vorstufen des freiheitlichen Arbeitsverhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Arbeit selbst wurde, wie Jörn Leonhard und Willibald Steinmetz in ihrem gerade erschienen Band „Semantiken von Arbeit“ deutlich machen, lange Zeit als kontinuierlicher Aufwertsprozess von einem Ort körperlicher Mühsal und vollkommener Abhängigkeit zu einem Hort individueller Selbstverwirklichung begriffen.¹⁴ Im Zuge des europäischen Einigungsprozesses der Nachkriegszeit gewann diese Deutung zusätzlich Gewicht, fügte sich doch das Verbot des Menschenhandels durch die Katholische Kirche oder die „Erfindung“ der freien Arbeit in den Zünften der nordeuropäischen Städte nur zu gut ein in die Erzählung vom christlichen Abendland als Wiege des modernen, freiheitlichen Europa, die bis heute wirkmächtig geblieben ist.¹⁵

12 Gisela Bock/Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976, Berlin 1977, 118–199.

13 Carola Togni, Le genre du chômage. Assurance chômage et division sexuelle du travail en Suisse (1924–1982), Lausanne 2015.

14 Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz (Hg.), Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven, Köln – Weimar – Wien 2016. Vgl. hierzu auch bereits das Studienbuch von Ludolf Kuchenbuch/Thomas Sokoll, Arbeit im vorindustriellen Europa, Fernuniversität Hagen 2004. Bezeichnenderweise hat sich die mediävistische und frühneuzeitliche Feudalismus- und Leibeigenschaftsforschung lange Zeit kaum unter das breite Dach der sozialhistorischen Geschichte der Arbeit gruppiert.

15 Kritisch zum Narrativ vom christlichen Abendland: Michael Borgolte, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n. Chr., München 2006.

Historisch gesehen ist das lebenslange „Normalarbeitsverhältnis“ – im Sinne einer freien, sozial abgesicherten Erwerbstätigkeit – indes nicht die Norm, sondern eine Ausnahmeerscheinung, die streng genommen gar nie normal war. Gerade in global-historischer Perspektive tritt dies deutlich zu Tage.¹⁶ Viele produktive Tätigkeiten, die auch in den Industrienationen volkswirtschaftlich zu Buche schlugen, waren auch im globalen Norden nie in ein Normalerwerbsverhältnis eingebunden. Wertschöpfende Tätigkeiten jenseits der männlichen, inländischen Betriebsarbeit wurden hier lange zu „Nicht-Arbeit“ (wie im Falle der von Frauen im Haus geleisteten Arbeit oder der behördlich bescheinigten Arbeitslosigkeit) beziehungsweise „Anti-Arbeit“ (etwa das Wettspiel der Spekulation) erklärt und abgewertet, oder sie fielen schlicht aus der Betrachtung heraus. Zu denken ist hier in erster Linie an nichtindustrielle und nicht-kapitalistische Formen von Arbeit sowie an internationale Arbeitsteilung und globale Arbeitsmigration. Wie marginal die freie Lohnarbeit in der *longue durée* letztlich geblieben ist, hat auch die neuere Sklavereiforschung in den letzten Jahren deutlich gemacht. So hat Susan Buck-Morss mit ihrem einflussreichen Aufsatz „Hegel und Haiti“ das Paradox zwischen dem europäischen Freiheitsdiskurs der Aufklärung und den Praktiken der Sklaverei in den Kolonien offengelegt und einen grundlegenden Richtungswechsel eingeläutet.¹⁷ Anstatt Sklaverei, Leibeigenschaft und andere Formen von „bondage“ als Antonym der freien Lohnarbeit zu begreifen, hat ein praxeologischer Zugriff im globalhistorischen Vergleich in den letzten Jahren die Grenzen zwischen „freier“ und „unfreier“ Arbeit fließend werden lassen.¹⁸ Anschaulich wird dies in den Arbeiten des italienischen Wirtschaftshistoriker und Osteuropaexperten Alessandro Stanziani, der die britische Fabrikarbeit des Industriezeitalters und die Leibeigenschaft im russischen Zarenreich als zwei Pole eines gemeinsamen eurasischen Raums analysiert und die bisherige Annahme widerlegt, dass unfreie Arbeitsverhältnisse mit despotischen Systemen einhergehen und die Entwicklung freier Märkte und wirtschaftlichen Wachstums eher behindern als befördern. Gerade der Blick auf die vielen Mischformen zwischen Sklavenwirtschaft und freier Lohnarbeit trägt nach Stanziani dazu bei, bisherige Dichotomien zu hinterfragen und die Debatte um die Grenzen un/freier Arbeit auf eine neue Grundlage zu stellen.¹⁹

In den modernen „Arbeitsgesellschaften“ der nordatlantischen Welt zeichnen sich heute Veränderungen ab, die sich kaum mehr in eine sozial-ökonomische Standarderzählung integrieren lassen. Wie die Globalgeschichte der Arbeit demgegenüber hervorhebt (und wie sich auch im globalen Norden als erfahrbare Realität vermehrt zeigt), handelt es sich bei den modernen Konzepten und Regelungen keineswegs um univer-

¹⁶ Andreas Eckert, *Global Histories of Work*, Berlin – Boston 2015.

¹⁷ Susan Buck-Morss, *Hegel, Haiti and Universal History*, in: *Critical Inquiry* 26 (2000) 4, 821–865.

¹⁸ Wegweisend ist hier: Joseph C. Miller, *The Problem of Slavery as History. A Global Approach*, New Haven – London 2012. Ebenfalls wichtig: Michael Zeuske, *Handbuch der Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin – Boston 2013.

¹⁹ Alessandro Stanziani, *Bondage. Labor and Rights in Eurasia from the Sixteenth to the Early Twentieth Centuries*, New York 2014, hier v. a. 1–19. Vgl. in diesem Zusammenhang auch: ders., *After Oriental Despotism. Eurasian Growth in a Global Perspective*, London et al. 2014; Gwyn Campbell/Alessandro Stanziani (Hg.), *Debt and Slavery in the Mediterranean and Atlantic Worlds*, London 2013.

sale, sondern um historisch kontingente und im globalen Vergleich besonders enge Fassungen von Arbeit.²⁰ „Erweiterung“ als Strategie der Erkenntnisgewinnung meint hier deshalb gerade nicht die Ausweitung und Anreicherung des Bekannten. Vielmehr wird eine Historisierung des modernen Arbeitsbegriffs und eine Sensibilisierung für die globale Vielfalt der Formen und disparaten Phänomene von Arbeit angestrebt, wie sie Marcel van der Linden gefordert hat.²¹ Sie zielt nicht nur auf eine zeitliche und räumliche Verschiebung, sondern auch auf eine „Bewusstseinserweiterung“, wie sie Gerd Spittler in seiner eben erschienenen ethnografischen Vergleichsstudie zur „Anthropologie der Arbeit“ vorgeführt hat.²² Eine „Bewusstseinserweiterung“, die dazu angetan ist, den reduktionistischen Arbeitsbegriff der Moderne zu dezentrieren und zu neuen Fragen an die Geschichte der Arbeit anzuregen. Möglich wird dies durch einen offenen, sehr breiten Arbeitsbegriff, der das, was die bisherige Geschichte der Arbeit als „Vorgeschichte“ oder „atypische Randerscheinung“ verzerrt und marginalisiert hatte, ins Zentrum der Betrachtung rückt: Gemeint sind die Zeiten und Räume jenseits des nordatlantischen, auf den arbeitenden, weißen Mann fokussierten Betriebskapitalismus.²³ Dabei ist es der Blick auf das, was die europäische Moderne bezeichnenderweise lange Zeit als „Vormoderne“ beziehungsweise als „Außereuropa“ etikettiert hat, welcher die Dezentrierung der betrieblichen Lohnarbeit und des nationalstaatlichen, männlichen Normalarbeitsverhältnisses vorantreiben kann und muss.²⁴ Erst aus dieser radikal entgrenzten Perspektive auf das Phänomen Arbeit in seiner historischen Vielfalt kann das einstmalige „stählerne Gehäuse“ (Max Weber) nordatlantischer Nationalstaaten und Industriebetriebe an den Rand rücken und den Platz einnehmen, der ihm eigentlich gebührt: den einer erklärungsbedürftigen Ausnahme.

Unser Heft versteht sich somit als Beitrag zur laufenden Erneuerung der herkömmlichen *Labour History* als *New History of Work*, die notabene nicht zuletzt auch von Jürgen Kocka wichtige Impulse erfahren hat.²⁵ Es versammelt historische Fallstudien,

20 Vgl. hierzu auch das eben erschienene Themenheft „Arbeit Begrenzen Entgrenzen“ der Zeitschrift WerkstattGeschichte 70 (2015). Die Heftherausgeber Sebastian Jobs und Elissa Mailänder plädieren hier für eine Alltagsgeschichte der Arbeit, welche die Figur des „Migrant Worker“ in den Mittelpunkt rückt.

21 Marcel van der Linden, Arbeit in der Erweiterung, in: Bernet/Tanner, Ausser Betrieb, 330–337, hier 330.

22 Gerd Spittler, Anthropologie der Arbeit. Ein ethnographischer Vergleich, Wiesbaden, hier: 25.

23 Vergleiche hierzu unbedingt auch Leonhard/Steinmetz, Semantiken von Arbeit. Auch Leonhard und Steinmetz sprechen von einer Erweiterung der bisherigen Geschichte der Arbeit und fordern, das Referenzmodell der Arbeit als Erwerbsarbeit zu relativieren. Grundlegend insbesondere die Einleitung: Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz, Von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik von „Arbeit“, in: dies., Semantiken von Arbeit, 4–53, sowie das Schlussplädoyer von Thomas Sokoll, Alteuropäisches Erbe, moderne Ausprägung und postmoderne Verwerfungen im Arbeitsbegriff, in: ebd., 358–374. Herzlich danken möchten wir an dieser Stelle für die Bereitstellung des noch unpublizierten Manuskripts durch die Herausgeber. Verwiesen sei hier auch auf die ausführliche Besprechung des Bandes im Lektüreteil dieses Heftes von Isabelle Schürch, 294–296.

24 Zum Konzept der „Dezentrierung“ vgl. Natalie Z. Davis, Decentering History. Local Stories and Cultural Crossings in a Global World, in: History and Theory 50 (2011) 2, 188–202.

25 Für die deutschsprachige Diskussion wegweisend war: Jürgen Kocka (Hg.), Work in a Modern Society. The German Historical Experience in a Comparative Perspective, New York 2010. Seither begleitet Kocka die globalhistorische Erweiterung mit einer regen Publikationstätigkeit, wie auch durch das von ihm und Andreas Eckert initiierte Internationale Geisteswissenschaftliche Kolleg

die aus „bewusstseinsweiterter“ Perspektive einige ungewohnte Schlaglichter darauf werfen, wie Menschen vor, nach und neben der betrieblichen „Normalarbeit“ zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten tätig waren und ihren Unterhalt bestritten.²⁶ Ein Themenkomplex, der infolge der verengten Perspektive auf Arbeit lange Zeit stark vernachlässigt wurde, drängt dabei besonders deutlich an die Oberfläche: es ist der Zusammenhang von Arbeit, Migration und Unfreiheit. Seien es die frühmittelalterlichen Bauern von Rhein-Gönheim (Ludolf Kuchenbuch) oder die japanischen Plantagenarbeiter auf Hawai‘i (Martin Dusing), sei es das Verhältnis von Sklaverei und Kapitalismus in den ehemaligen Kolonien Bolivien und Haiti (Karin Harrasser/Gudrun Rath) oder das häusliche Dienstpersonal beziehungsweise die postmoderne Dienstleistung in Frankreich (Geneviève Fraisse): Es ist die Arbeit, welche Mobilität im Kleinen wie im Großen erzwingt und eben gerade keine freie, regulär bezahlte Lohnarbeit ist, die hier in den Fokus rückt.

Die zeitliche und räumliche Erweiterung der bisherigen Geschichte der Arbeit wird zudem ergänzt durch eine Historisierung des europäischen *Homo oeconomicus* (Brigitta Bernet), eine Diskussion zum Verhältnis von Kapital(ismus) und globaler Ungleichheit (Jakob Tanner) und eine Reflexion der globalhistorischen Erweiterung der Mikrogeschichte (Hans Medick). Hingewiesen sei schließlich auch auf den Lektüreteil des Heftes, der mit der Besprechung von Neuerscheinungen zur Geschichte der Arbeit dieses Mal dem Themenschwerpunkt des Heftes zugeordnet ist.

Brigitta Bernet, Juliane Schiel, Jakob Tanner

„re:work. Work and Human Life Cycle in Global History“: <https://rework.hu-berlin.de/de/aktuelles.html> (03.05.2016).

²⁶ Vgl. hierzu die von Ludolf Kuchenbuch jüngst vorgeschlagene breite Definition von Arbeit als Oberbegriff für alles Handeln, das in irgendeiner Weise dem Unterhalt dient (dem eigenen wie dem der anderen): *Ludolf Kuchenbuch*, Dienen als Werken. Eine arbeitssemantische Untersuchung der Regel Benedikts, in: Leonhard/Steinmetz, *Semantiken von Arbeit*, 55–83.